1811. Nro. 63.



Der Freimüthige

Freitag, —— oder —— den 29. März.

Berlinisches Unterhaltungsblatt für gebildete, unbefangene Leser.

Die Auferstehung der Aerzte.

Ptolomäus Philadelphus setzte 70 Juden nieder, welche das alte Testament aus dem Hebräischen ins Griechische übersetzen mußten. Diese Leute übersetzten, jeder für sich, die Bibel von Wort zu Wort so vollkommen gleich, daß alle 70 Uebersetzungen in keinem Buchstaben von einander abwichen. Dies trug sich zu einer Zeit zu, da noch kein Leibnitz behauptet hatte, es gebe nicht zwei völlig gleiche Dinge (also auch nicht zwei völlig gleiche Köpfe) in der Welt. Alle diese 70 Juden übersetzten die Stelle im Jesaias, Cap. 26, V. 14. „Die Aerzte werden keinesweges wieder auferstehen." Dies ist unendlich oft wieder abcopirt, und in der Vulgata der Katholiken ist es auch stehen geblieben. In den Psalmen, und zwar Ps. 88, V. 11, haben die Dollmetscher eben dies Urtheil wider die Aerzte fragweise gesprochen. Zu allem Glück hat Mart. Luther den Aerzten den Gefallen gethan, es im Deutschen anders zu geben. Es ist auch in der That in dem ganzen Zusammenhange der Rede gar nicht möglich, das Wort: „Aerzte" im Jesaias zu setzen. Die Juden können indeß sehr leicht auf diesen Irrthum gekommen sein. Sie übersetzten das alte Testament aus dem Hebräischen, wo die Buchstaben nicht punctirt und also ohne Hülfslauter waren. Sie konnten folglich leicht ein Schin (sch) für ein Sin (ß) oder ein Cholem (langes o) für ein Schurek (langes u) lesen, oder ein Wort anders punctiren, als es sein sollte. Wenigstens ist es hier gewiß so gegangen. Im Grundtexte standen im angeführten Orte diese Buchstaben רפאים. Die Dollmetscher haben es also: „Rofim" gelesen, welches: „die Aerzte" bedeutet. Allein mit viel besserm Rechte lesen es unsere Gottesgelehrten: „Refaim". Dies Wort bedeutet entweder eine gewisse Art Völker, womit die Kinder Israels zu streiten hatten, oder überhaupt die Riesen oder Enakskinder. Von diesen sagt der Text, sie sollen nicht wieder auferstehen, das ist, sie sollen sich nicht wieder über die Kinder Israels erheben und sie von neuem unter das Joch bringen. Auf diese Weise begreift man auch leicht, was die folgenden Worte sagen wollen, wenn es heißt: „Du „hast sie heimgesucht, vertilgt, und zu nichte ge„macht alle ihr Gedächtniß." Es hat indeß andere Gelehrte gegeben, welche für Refaim — die Weltweisen lasen; ich weiß aber nicht, ob sich die Philosophen dagegen vertheidigt haben.

K. F. W. Fleischer.

Die Verlobung.

(Fortsetzung.)

Die Mutter bemerkte, indem sie nach der Wanduhr sah, daß es überdies nahe an Mitternacht sey, nahm ein Licht in die Hand, und forderte den Fremden auf, ihr zu folgen. Sie führte ihn durch einen langen Gang in das für ihn bestimmte Zimmer; Toni trug den Ueberrock des Fremden und mehrere andere Sachen, die er abgelegt hatte; die Mutter zeigte ihm ein von Polstern bequem aufgestapeltes Bett, worin er schlafen sollte, und nachdem sie Toni noch befohlen hatte, dem Herrn ein Fußbad zu bereiten, wünschte sie ihm eine gute Nacht und empfahl sich. Der Fremde stellte seinen Degen in den Winkel und legte ein Paar Pistolen, die er im Gürtel trug, auf den Tisch. Er sah sich, während Toni das Bett vorschob und ein weißes Tuch darüber breitete, im Zimmer um; und da er gar bald, aus der Pracht und dem Geschmack, die darin herrschten, schloß, daß es dem vormaligen Besitzer der Pflanzung angehört haben müsse: so legte sich ein Gefühl der Unruhe wie ein Geyer um sein Herz, und er wünschte sich, hungrig und durstig, wie er gekommen war, wieder in die Waldung zu den Seinigen zurück. Das Mädchen hatte mittlerweile, aus der nahbelegenen Küche, ein Gefäß mit warmem Wasser, von wohlriechenden Kräutern duftend, hereingeholt, und forderte den Officier, der sich in das Fenster gelehnt hatte, auf, sich darin zu erquicken. Der Officier ließ sich, während er sich schweigend von der Halsbinde und der Weste befreite, auf den Stuhl nieder; er schickte sich an, sich die Füße zu entblößen, und während das Mädchen, auf ihre Kniee vor ihm hingekauert, die kleinen Vorbereitungen zum Bade besorgte, betrachtete er ihre einnehmende Gestalt. Ihr Haar, in dunkeln Locken schwellend, war ihr, als sie niederknieete, auf ihre jungen Brüste herabgerollt; ein Zug von ausnehmender Anmuth spielte um ihre Lippen und über ihre langen, über die gesenkten Augen hervorragenden Augenwimper; er hätte, bis auf die Farbe, die ihm anstößig war, schwören mögen, daß er nie etwas Schöneres gesehen. Dabei fiel ihm eine entfernte Aehnlichkeit, er wußte noch selbst nicht recht mit wem, auf, die er schon bei seinem Eintritt in das Haus bemerkt hatte, und die seine ganze Seele für sie in Anspruch nahm. Er ergriff sie, als sie in den Geschäften, die sie betrieb, aufstand, bei der Hand, und da er gar richtig schloß, daß es nur ein Mittel gab, zu erprüfen, ob das Mädchen Gefühl habe oder nicht, so zog er sie auf seinen Schooß nieder und fragte sie: „ob sie schon einem Bräutigam verlobt wäre?" Nein! lispelte das Mädchen, indem sie ihre großen schwarzen Augen in lieblicher Verschämtheit zur Erde schlug. Sie setzte, ohne sich auf seinem Schooß zu rühren, hinzu: Konelly, der junge Neger aus der Nachbarschaft, hätte zwar vor drei Monaten um sie angehalten; sie hätte ihn aber, weil sie noch zu jung wäre, ausgeschlagen. Der Fremde, der, mit seinen beiden Händen, ihren schlanken Leib umfaßt hielt, sagte: „in seinem Vaterlande wäre, nach einem daselbst herrschenden Sprichwort, ein Mädchen von vierzehn Jahren und sieben Wochen bejahrt genug, um zu heirathen." Er fragte, während sie ein kleines, goldenes Kreuz, das er auf der Brust trug, betrachtete: „wie alt sie wäre?" — Funfzehn Jahre, erwiederte Toni. „Nun also!" sprach der Fremde. — Fehlt es ihm denn an Vermögen, um sich häußlich, wie du es wünschest, mit dir niederzulassen?" Toni, ohne die Augen zu ihm aufzuschlagen, erwiderte: o nein! — Vielmehr, sprach sie, indem sie das Kreuz, das sie in der Hand hielt, fahren ließ: Konelly ist, seit der letzten Wendung der Dinge, ein reicher Mann geworden; seinem Vater ist die ganze Niederlassung, die sonst dem Pflanzer, seinem Herrn, gehörte, zugefallen. — „Warum lehntest du denn seinen Antrag ab?" fragte der Fremde. Er streichelte ihr freundlich das Haar von der Stirn und sprach: „gefiel er dir etwa nicht?" Das Mädchen, indem sie kurz mit dem Kopf schüttelte, lachte; und auf die Frage des Fremden, ihr scherzend ins Ohr geflüstert: ob es vielleicht ein Weißer seyn müsse, der ihre Gunst davon tragen solle? legte sie sich plötzlich, nach einem flüchtigen, träumerischen Bedenken, unter einem überaus reizenden Erröthen, das über ihr verbranntes Gesicht aufloderte, an seine Brust. Der Fremde, von ihrer Anmuth und Lieblichkeit gerührt, nannte sie sein liebes Mädchen, und schloß sie, wie durch göttliche Hand von jeder Sorge erlößt, in seine Arme. Es war ihm unmöglich, zu glauben, daß alle diese Bewegungen, die er in ihr wahrnahm, der bloße elende Ausdruck einer kalten und gräßlichen Verrätherei seyn sollten. Die Gedanken, die ihn beunruhigt hatten, wichen, wie ein Heer schauerlicher Vögel, von ihm; er schalt sich, ihr Herz nur einen Augenblick verkannt zu haben, und während er sie auf seinen Knieen schaukelte, und den süßen Athem einsog, den sie ihm heraufsandte, drückte er,

gleichsam zum Zeichen der Aussöhnung und Vergebung, einen Kuß auf ihre Stirn. Inzwischen hatte sich das Mädchen, unter einem sonderbar plötzlichen Aufhorchen, als ob jemand von dem Gange her der Thür nahte, emporgerichtet; sie rückte sich gedankenvoll und träumerisch das Tuch, das sich über ihrer Brust verschoben hatte, zurecht; und erst als sie sah, daß sie von einem Irrthum getäuscht worden war, wandte sie sich mit einigem Ausdruck von Heiterkeit wieder zu dem Fremden zurück und erinnerte ihn: daß sich das Wasser, wenn er nicht bald Gebrauch davon machte, abkälten würde. — Nun? sagte sie betreten, da der Fremde schwieg und sie gedankenvoll betrachtete: was seht ihr mich so an? Sie suchte, indem sie an ihrem Latz wirthschaftete, die Verlegenheit, die sie ergriffen, zu verbergen, und rief lachend: wunderlicher Herr, was fällt euch in meinem Anblick so auf? Der Fremde, der sich mit der Hand über die Stirn gefahren war, sagte, einen Seufzer unterdrückend, indem er sie von seinem Schooß herunterhob: „eine wunderbare Aehnlichkeit zwischen dir und einer Freundinn!“ — Toni, welche sichtbar bemerkte, daß sich seine Heiterkeit zerstreut hatte, nahm ihn freundlich und theilnehmend bei der Hand, und fragte: mit welcher? worauf jener, nach einer kurzen Besinnung, das Wort nahm und sprach: „Ihr Name war Mariane Congreve und ihre Vaterstadt Straßburg. Ich hatte sie in dieser Stadt, wo ihr Vater Kaufmann war, kurz vor dem Ausbruch der Revolution kennen gelernt, und war glücklich genug gewesen, ihr und vorläufig auch ihrer Mutter Jawort zu erhalten. Ach, es war die treueste Seele unter der Sonne; und die schrecklichen und rührenden Umstände, unter denen ich sie verlor, werden mir, wenn ich dich ansehe, so gegenwärtig, daß ich mich vor Wehmuth der Thränen nicht enthalten kann.“ Wie? sagte Toni, indem sie sich herzlich und innig an ihn drückte: sie lebt nicht mehr? — „Sie starb,“ antwortete der Fremde, „und ich lernte den Inbegriff aller Güte und Vortrefflichkeit erst mit ihrem Tode kennen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schauspieler der Griechen und Römer.

(Fortsetzung.)

Unter den römischen Künstlern glänzen als Heroen vor Andern Aesopus und Roscius, welche zur Zeit des großen Römers Cicero lebten, von welchem sie auch einer vertrauten Freundschaft gewürdigt wurden: der stärkste Beweis, daß sie in Rücksicht ihrer Kunst und ihrer Sitten sich über alle andere Individuen ihres Standes erhoben haben müssen; denn die Schauspieler lebten bei den Römern in allgemeiner Verachtung, und der Ausdruck theatralisch oder mimisch, war mit gemein, nichtswürdig oder lasterhaft fast synonym. — Dieser Künstler erinnerten sich die ältern Römer zu Horazens Zeit noch mit vielem Genuß, so wie man sich künftig eines Ifflands erinnern wird. Roscius war sowohl im tragischen, als im komischen Fache groß. Die Natur hatte ihn mit den herrlichsten Anlagen zum Schauspieler ausgestattet: er besaß die schönste Gestalt, den vollsten Ton der Stimme, den edelsten Anstand, und verband damit tiefes Studium alles dessen, was seine Kunst betraf. Zu seiner Kunstbildung mögen die mimischen und declamatorischen Wettstreite, worin beide Freunde, Cicero und Roscius, mit einander wetteiferten, wer diesen oder jenen Gedanken am treffendsten und wahrsten darstellen könne, nicht wenig beigetragen haben. Ja, Roscius gewann nach und nach so viel Vertrauen zu seiner Kunst, daß er dieselbe endlich, in einer eigenen Schrift, der schon zu einer so hohen Stufe der Vollkommenheit erhobenen Redekunst an die Seite setzte. Eine Zusammenstellung einiger noch vorhandenen Zeugnisse Cicero's kann uns über sein Verdienst um die Kunst, so wie über seinen Charakter, die besten Aufschlüsse geben. Es sind folgende: „Roscius ist auf der einen Seite ein so großer Künstler, daß er allein würdig scheint, auf der Bühne zu erscheinen; auf der andern Seite aber ein so edler Mann, daß michs dünkt, er sei allein zu würdig, um dieselbe zu betreten“ — in Rücksicht auf die erwähnte Verachtung des Schauspielerstandes zur damaligen Zeit. — In einer andern Stelle heißt es von ihm: „Er war ein vollendeter Künstler, voller Anmuth und Feinheit.“ Ueber seinen Tod sagt derselbe Römer: „Als Roscius starb, war Niemand so roh und unempfindlich, daß er seinen Verlust nicht bedauert, und der allgemeinen Meinung Beifall gegeben hätte, nach welcher so viel Kunst die Unsterblichkeit verdient hätte.“ Diese Achtung war so allgemein, daß es zum Sprichwort geworden war, jeden, der sich in irgend einer Art der Kunst oder Wissenschaft

auszeichnete, einen Roscius in seinem Fache zu nennen. Und nicht blos Beifall wurde ihm zu Theil, sondern auch die reichlichsten Belohnungen: er bekam oft für einen Vorstellungstag 1000 Denare (ungefähr 214 Rthl.). Er bildete mehrere Schauspieler, hatte aber doch die eigne, ihm verzeihliche, Grille, daß er keinen würdigen Schüler seiner Kunst finden zu können glaubte, weil sie ihm alle zu langsame Fortschritte zu machen schienen.

(Der Schluß folgt.)

Tagesbegebenheiten.

Aus Kurland.

Es ist doch mit den Blüthen des Gemüths, und der in ihm aufgegangenen Kunst, eine andere Sache, als mit denen der todten Natur; diese wollen ein warmes, schönes Land, oder doch einen günstigen Sommer, wann sie vollkommen gedeihen sollen; jene zwar gewöhnlich auch, doch bisweilen findet man sie dennoch in schönster, voller Blüthe selbst im rauhen Norden, obgleich sie hier mehrentheils versteckt, und gewöhnlich da nur treiben, wo sie vor dem Wehen der kalten Luft, die man gewöhnlich einathmet, an irgend einem, in Wald oder Thal verborgenen, Landhause Schatten finden. Ohngeachtet wir hier in Kurland noch um 12 Tage später, als in Deutschland, den heiligen Christ erwarten, und er immer in weiße Schneeflocken gehüllt anzulangen pflegt, so hat er dennoch hin und wieder manche Gabe gebracht, deren sich selbst Schillers Mädchen aus der Fremde nicht zu schämen hätte; und könnte man den Frost in einem lebendigen und lieblicheren Bilde denken, als dieser kalte Gebieter es verdient, so würde ich sagen, daß er die Fenster auch hier zuweilen deshalb nur mit schönen Eisblumen schmücke, um durch dieselben hindurch, und in ihnen verborgen, den Festen zu lauschen, welche die Musen und Grazien im Innern der Häuser feiern. Ich will Ihnen ein paar in Kurland auf dem Landhause C—n, dem Baron und Ritter v. F— gehörig, verlebte Tage beschreiben; urtheilen Sie selbst, ob, was ich eben gesagt, richtig ist. Doch erfahren Sie zuerst, daß Herr und Frau, nicht nur allein in weiten, durch Italien und Frankreich vollendeten Reisen, mit alter Kunst bekannt, sondern durch den Sinn, mit dem sie solche in sich aufgenommen, vertraut geworden, und zu den gebildetsten Standespersonen unseres Landes gehören; die Dame aber schon als vollendete Künstlerinn, in ihrem eben so durch Stimme als durch Kunst ausgezeichneten Gesange erscheint, und selbst im gesangreichen Italien allgemeine Bewunderung, nicht nur erhalten, sondern nach dem Urtheile aller Kenner auch verdient hat. Auf einem Landguthe, das die Natur durch eine malerisch schöne Gegend ausgezeichnet, eine sinnige Kunst aber noch schöner ausgebildet, und Haus und Garten, Wald und See, Hügel und Thäler, wie mit einer weiten Blumenkette, zu einem Park verbunden hat, leben jetzt beide im Kreise ihrer Kinder und einiger Nachbaren und Freunde, und lassen die bösen Zeiten, (die wie ein dichter Nebel nun ganz Europa zu umziehen scheinen, und auch hier zwar kälter, noch aber nicht so dunkel, man könnte in mancher Beziehung sagen als Rauchfrost, sich über Haus und Hütte verbreiten) vorübergehn, doch nicht im Innern des Hauses das Licht verhüllen, das im Innern des Gemüths aufgeht, und Kunst, Literatur und Wissenschaft nährt und erhält.

Eine Gesellschaft von ohngefähr 50 Personen hatte sich am Nachmittage vor Weihnachten versammelt, und als sie die wärmen lichterhellten Zimmer vereinten, begann die Feier des Christabends. Man verkündete die Aufführung einer Charade. Unter Musikbegleitung trat die erste Sylbe hervor, und man sah Frühling, Sommer, Herbst und Winter, mit allen Attributen bezeichnet, im ernsten Schritt durch den Saal ziehen und wieder verschwinden. Nun erschien die zweite Sylbe. Schön geschmückte Landmädchen boten verschiedene Erzeugnisse aus der Hütte des Landmanns, wie sie hier gewöhnlich auf den Marktplätzen in den Städten eingebracht werden, in niedlichen Körbchen zum Verkauf an. Da kündete man nun die Erscheinung des ganzen zweisilbigen Wortes an. Die Thüren eines Nebenzimmers flogen auf, und man sah die Auflösung in den hell erleuchteten und schön dekorirten Buden eines Jahrmarktes. Der Saal füllte sich bald; denn die Waaren, die dieser Jahrmarkt aufstellte, wurden von den in selbigen handelnden Damen unentgeltlich ausgetheilt. In einer Bude spielten Große und Kleine mit Würfeln um Confekt, doch alle Würfe gewannen; eine Andere theilte Getränke, und noch eine Andere Gebackenes aus. Bauern, Russen und andere Masken fanden sich ein, und Scherz und Freude blieben nicht zurück. Dieser Jahrmarkt zählte auch sie zu den Gaben, die er in Umlauf setzte, und die man sonst wohl nicht so leicht um theures Geld, selbst auf den Marktplätzen einer Kaiserstadt, zu kaufen vermag. Nun kamen mancherlei Aufzüge, gefangene Sklaven und Sklavinnen erschienen in Fesseln geschlagen. Ein Spanier erkaufte sie von ihrem türkischen Führer, und sie vereinten sich alle zu einer Quadrille. Ein im Costume einer griechischen Tänzerinn gekleidetes junges Mädchen führte mit vielem Anstande einen Schaltanz auf. Ein mit vielen Lichtern gezierter Christbaum trug Früchte süßer Zuckerbrodte auf spitzen Tannenstengeln, und marschirte in den Zimmern umher — doch nach aufgehobener Abendtafel erwartete die Gäste ein Schauspiel, wie man es hier in Norden nie gesehen, und auch in Deutschland, wo man es durch die berühmte Künstlerinn, Madame Hendel, jetzige Schütz, schon längst kennt, gewiß mit Beifall erblickt haben würde. Die Dame des Hauses und eine geliebte Freundinn derselben, und die Kinder von beiden, gaben mehrere mimische Darstellungen, zum Theil nach Gemählden, zum Theil nach eigener Erfindung. Im Hintergrunde eines Zimmers war ein kleines Theater erhöht, und das Zimmer, aus dem man in dasselbe und dessen starke Beleuchtung hineinschaute, war nur matt mit Alabastervasen erhellt. Die weiten Flügelthüren wurden bei jeder veränderten Vorstellung geöffnet, und ein Vorhang von Gaze fiel nieder, wenn sie geschlossen waren, und ließ die gebildeten Figuren gleichsam in ätherischen klaren Nebel zerrinnen, ehe sie dem Blicke völlig entschwanden.

(Der Schluß folgt.)